

(Nachdruck verboten.)

83)

Die Fankare.

Roman von Fritz Mauthner.

Um dieser Stelle willen war der ganze Aufsatz geschrieben, das war ihm sogleich klar; was Herr Pinkus über die Winterausstellung geschrieben hatte, das verriet ungeschickt genug eine ähnliche Vereiztheit gegen das Modell von Diefelhof's Bild; es konnte kein Zweifel sein, daß hier eine geheime Verschwörung bestand, um einem armen, schutzlosen Mädchen aus ihrer Not ein Verbrechen zu machen. Bode mußte für seine Freundin eintreten; aber ebenso rasch mußte er den Schritt thun, der ihn allein von der Bahn des Herrn Mettmann abbringen konnte, er mußte jede Beziehung zur „Fankare“ abbrechen. Er nahm die Nummern des Blatts in die Hand und trat so wieder bei Herrn Mettmann ein. Der Aufsatz über die armen Mädchen lag aufgeschlagen zu oberst.

Es war dem Verleger niemals ganz wohl zu Mute gewesen, wenn er an sein Geschäft mit Frau Doktor Bode dachte; wenn ihr Glaube an die italienische Reise des Manns echt war und auch der Zustand, indem er sie verließen, dann hatte er eine böse Geschichte angerichtet und konnte sich auf eine große Abrechnung mit dem leidenschaftlichen Manne gefaßt machen. Nicht, als ob Gottlieb Mettmann besonders ängstlich gewesen wäre. Doktor Bode war bei alledem von ihm bezahlt, und von seinem Brotherrn läßt man sich ein unbedachtes Wort gefallen, aber der Verleger war seinen Untergebenen gegenüber nicht gern im Unrecht; deshalb zuckte er ordentlich zusammen, als Bode, die Blätter in der Hand, zum zweitenmal erschien mit dem zornigen Blick in dem entschlossenen Auge.

„Ich bitte, nehmen Sie Platz, lieber Bode,“ sagte er rasch. „Sie haben noch einige Worte mit mir zu reden?“

„Ich denke, Herr Mettmann, es werden wohl die letzten sein!“

Mettmann spürte, wie ihm das Blut in die Wangen schloß; nichts konnte ihn mehr aufbringen, als wenn ihn einer seiner Angestellten freiwillig verließ; daß seine Leute unbedingt von ihm abhängig waren, daß sie vor seiner plötzlichen Kündigung zitterten, das war vorläufig das sicherste Zeichen einer Macht, die er über die Menschen besitzen wollte. Das sollte jetzt auch Doktor Bode erfahren; wegen der Frau wollte er klein beigeben, nur damit Bode seine Kündigung zurücknahm; dann war bald die Reihe an Mettmann, den unbotmäßigen Journalisten auf die Straße zu jagen.

„Sie kommen wegen Ihrer italienischen Briefe aus Plökensee? Sie haben also wirklich erst hier davon erfahren? Ich habe es nicht glauben wollen, daß Sie so glänzende Aufsätze nur für Ihre Frau Gemahlin geschrieben hätten. Hat sich Frau Doktor von ihrem Schrecken wieder ganz erholt?“

Bode blickte verwirrt auf das Blatt in seiner Hand, da stand unter dem Strich das Ende des italienischen Briefes, den er vorhin kaum beachtet hatte; er erkannte plötzlich an den Schlüsselworten einen seiner Gefängnisbriefe. Ein großes lateinisches B. war darunter gesetzt.

Er verstand den Zusammenhang nicht gleich. War seine Rätke schlauer, als er gedacht hatte? Hatte sie den Spaß durchschaut und die Briefe darum der Öffentlichkeit übergeben? Das sah ihr nicht ähnlich! Rätke hatte ein zu feines Empfinden, um solche Dinge drucken zu lassen! Plötzlich fiel ihm das Geld ein, das er vorgefunden; und verwirrt rief er:

„Sie haben meiner Frau alle diese Briefe abgekauft?“

Mettmann lächelte zufrieden; der Gedanke an das hohe Honorar schien ja den Herrn Doktor Bode ganz gemüthlich zu stimmen! Und mit einem leisen Vorwurf in der Stimme sagte er:

„Ich habe für jedes Stück fünfzig Mark auf den Tisch gezahlt. Ich bedaure es nicht, sie haben Aufsehen erregt; und wie Ihre werthe Frau Gemahlin den einen Brief nicht herausgeben wollte, heute vor drei Tagen, na, da habe ich mich eben in der Aufregung verplappert. Frau Doktor hat also wirklich daran geglaubt, daß Sie in Italien...“

Entsetzt hielt Mettmann inne.

Bode stand, am ganzen Leibe zitternd, da, die Zeitungsblätter, die langsam seiner Hand entglitten, faßte er mit beiden Händen und schlug sie plötzlich mit einem undenklichen Schrei dem Besizer ins Gesicht. Flammend rot sprang Mettmann auf, schon rief aber Bode:

„Ich warne Sie, reizen Sie mich mit keinem Worte mehr, mit keiner Bewegung! Ich komme vom Friedhof, wo man mein Kind begraben hat, und Ihre Habsucht hat es gemordet. Als das Unglück geschah, hielt mich Ihr Geld im Gefängnis fest, und wenn Sie etwas vor mir retten, so ist es das Gefühl meiner eigenen Schande, daß ich monatelang so verblendet war, meinen Namen unter diesen Schmutz mischen zu lassen!“

Und in heftiger Bewegung hielt er dem Verleger ein paar zusammengegriffene Bogen seines Blatts unter die Augen.

Mettmann war in seinen Lehnstuhl zurückgesunken und sah sich verstört nach Hilfe um; er wollte nach dem Diener klingeln, aber er wagte es nicht, er wollte sich nicht vor Zeugen schlagen lassen. Doktor Bode war in dieser Aufregung unberechenbar. Zum Teufel mit dieser Frau und dem Kinde! Noch ungeschickter hätte die Sache gar nicht ausfallen können, und er, der Schlaue, hatte sich selbst verraten müssen!

Endlich schien sich Bodes Jähzorn zu legen; er richtete sich empor und trat zum Fenster, wo er heftig auf eine große Scheibe trommelte. Er mußte völlig vergessen haben, wo er sich befand. Mettmann wartete. Bode hörte allmählich auf zu trommeln, faßte die Klinke des Fensters und lehnte die Stirn auf den Handrücken.

Nun war wohl das erste Aufbrausen vorüber und Mettmann durfte vielleicht wieder den Herrn zeigen; eben wollte er vorsichtig das Wort der Entlassung aussprechen, als Bode sich scharf herumdrehte und sagte:

„Ich mache von der Vergünstigung unfres Vertrags Gebrauch und verlasse noch heute Ihre Redaktion!“

„Ich wollte Ihnen eben kündigen,“ rief Mettmann heftig, „Sie passen nicht in den Rahmen meines Blatts!“

„Wirklich nicht?“ sagte Bode mit trübem Lächeln und verließ, ohne sich umzuwenden, das Zimmer des Zeitungsbesizers.

In seiner besonderen Schreibstube angelangt, ließ er nun seinen Stellvertreter zu sich bitten, um ihm mitzuteilen, daß er aus dem Verband der Zeitung austrete.

„Ich passe nicht in den Rahmen des Blatts,“ sagte er stolz statt jeder Erklärung; dann ging er sofort daran, die wenigen unerledigten Sachen übersichtlich zusammenzustellen. Da er vor dem Antritt seiner Strafe das Wichtigste erledigt hatte, so hatte er nur einige eigne Briefe auszuscheiden und über größere, lange schon lagernde Beiträge zu bestimmen; eben wollte er sich erheben, um einzelnen Herren der Redaktion und seinen Freunden in der Druckerei Lebewohl zu sagen, als Richard Mettmann bewegt zu ihm hereintrat.

„Seien Sie mir bestens willkommen, lieber Bode; ich mußte nicht, daß Ihre Strafzeit schon um ist. Sie müssen mir viel von Plökensee erzählen; ich wollte Sie immer besuchen!“

Richard war wirklich erfreut, als er den Redacteur wieder sah; immer wieder ergriff ihn der alte Wunsch, mit diesem Manne in Freundschaft zu leben. Doch noch zur rechten Zeit fiel es ihm ein, wie sehr ihm Bode entfremdet war; unsicher fuhr Richard fort, er habe ein Anliegen an die Redacteurs des Blatts, und niemand werde es lieber erfüllen, als gerade Doktor Bode.

„Seit ungefähr vierzehn Tagen wird die Reflame für meine Oper gar zu schamlos betrieben; mein Vater sagt mir, es sei notwendig, um eine Verschwörung der Opernhaus-Aktionäre zu zunichte zu machen, ich aber empfinde diese väterliche Unterstützung wie eine Lächerlichkeit, die an mir haftet. Heute früh ist ein braver Komponist nur deshalb angegriffen worden, weil seine Oper denselben Titel führt wie die meinige. Das ist nichtswürdig! Ich bitte Sie, die Fata Morgana in Ihrem Blatte nicht mehr zu nennen. Sie werden mir darin gern willfahren!“

Nach Bode fühlte sich durch die Offenheit des jungen

Mannes entwaflnet. Er gab den Menschen preis, der Johanna um Leontine verlassen konnte; aber als ehrlicher Kunstfreund war er vielleicht noch zu retten, wenn ihn beizeiten ein rauhes Wort aus seinen Lügenträumen zur Besinnung rief. Seine Entrüstung über die Reklame versprach das Beste, und Bode war just in der Stimmung, rücksichtslos zu sein.

„Sie sind nicht der einzige, dem die Reklame zu viel wird,“ sagte er ernst, und ausführlich berichtete er, was er von der Stimmung der Aktionäre wußte.

Mit düsteren Blicken hörte Richard zu; das sei sehr unangenehm, meinte er endlich, aber er könne sich doch manöglisch dem Urteil dieser Geldleute unterwerfen. Was verstünden die von der Kunst. Bode erwiderte ruhig:

„Diese Geldleute sind selber zu schlau, um ihr eigenes Urteil geltend zu machen. Sie haben Ihre Oper einem hohen Gerichtshofe vorgelegt und dessen Ausspruch ist ungünstig ausgefallen!“

Richard erbleichte.

„Sagen Sie mir die volle Wahrheit, ich bitte Sie darum.“

Da reichte ihm Bode den Brief mit den Beilagen; Richard las eine nach der andern aufmerksam durch, er hatte Mühe, seine Fassung zu bewahren; müde setzte er sich auf einen Stuhl und sagte leise:

„Ich bitte Sie, lieber Bode, arbeiten Sie ruhig weiter, kümmern Sie sich nicht um mich, lassen Sie mich zur Besinnung kommen.“

Bode that, als hätte er mit seinen Papieren noch viel zu thun. Dieser junge Mettmann benahm sich ganz wacker; wenn er als Künstler sich dem Urteil der Sachleute unterwarf, so war er ein ganzer Mann.

„Sie müssen nicht über mich lächeln, lieber Bode,“ fing Richard nach einer Weile wieder an, „der Schlag ist sehr hart für mich. Sie werden mich nicht verstehen können, Sie kommen eben aus dem Gefängnis in die Freiheit und haben von Ihrem großen Erfolg erfahren.“

Bode lachte bitter auf.

„War es ein Erfolg, als man meine Privatbriefe schamlos veröffentlichte? Uebrigens bin ich noch nicht frei; ich habe nur Urlaub genommen, weil ich mein Kind begraben mußte und weil meine Frau mit dem Tode rang.“

Richard ergriff mit beiden Händen Bodes Arm, und die Männer blickten einander lange tief bewegt an; endlich fuhr Bode fort:

„Und ich bin im Begriffe, das Geschäft Ihres Herrn Vaters für immer zu verlassen.“

In diesem Augenblick wurde eine Thür heftig aufgerissen und Gottlieb Mettmann setzte seinen Fuß über die Schwelle.

„Komm zu mir, Richard! Du hast bei diesem Herrn nichts zu suchen!“

Ohne ein Wort zu sprechen, wies Bode den Verleger mit seinen Blicken hinaus; Richard hatte nur noch Zeit, zu rufen: „Ich komme gleich, Vater!“ — dann war er wieder mit Bode allein.

„Was ist geschehen?“ rief er erregt. „Vertrauen Sie sich mir an, vielleicht läßt sich noch alles ordnen; Sie sind der einzige Mann, der diese verdammte Zeitung noch ehrlich machen kann!“

Bode langte nach seinem Ueberrod.

„Lieber Herr Mettmann,“ sagte er mit gerunzelter Stirn, „wenn diese Meinung Ihr Ernst ist, so können Sie sich nur darüber wundern, wie ich so lange hier aushalten konnte; ich habe Ihnen damals nicht verschwiegen, daß ich nicht ohne Widerwillen und mit recht schlechtem Gewissen diese Stellung angenommen habe; ich glaubte, einen Kompromiß schließen zu können zwischen meinen Idealen und dieser Wirklichkeit hier. Lieber Herr Mettmann, jeder Kompromiß zieht herunter, ich habe es gefühlt, und habe zu meiner Schande geschwiegen, und es bedurfte einer ganz ungewöhnlichen Schurkenthät, um mich zum Sprechen zu bringen; vor einer halben Stunde habe ich's hier erfahren, und jetzt gehe ich und schüttle den Staub von den Sohlen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Secessionsbühne.

(Komödie der Liebe.)

Die Eröffnungsvorstellung hatte unter allerlei Ungeschicklichkeiten zu leiden, auf die wir nicht näher eingehen wollen, da sie in der Praxis sicherlich von selbst schwinden werden. Die Ausstattung des Hauses ist geschmackvoll, wenn sie auf mich auch

etwas kalt und kahl wirkt. Ich halte es für keinen Fortschritt, daß man der Bühne den bunten Vorhang genommen und durch eine vierle Wand ersetzt hat. Ein Kritiker hat darauf aufmerksam gemacht, daß der gewöhnliche Theater-Vorhang mit seinen allegorischen Figuren die Bühne gleichsam ankündigt und so die Illusion störe. Das ist nicht richtig; er rüst sie hervor. Ein Theatervorhang muß Farben haben, am liebsten glanzvolle und phantastische, er soll die Bühne ankündigen und die Welt des bunten Szeins symbolisieren. In meinen Knabenjahren war für mich der Theatervorhang der Jubelgriff aller Mystik und Pracht. Die „vierte Wand“ der Secessionsbühne wirkt kalt.

Auch sonst ließe sich gegen die Ausstattung des Theaters manches einwenden. Wenn man aber in Betracht zieht, daß mit gegebenen Raumverhältnissen gerechnet werden mußte, ist doch sehr viel erreicht. Daß unter den Zuschauern einige kluge Köpfe ihren Witz an Neben- dingen üben, braucht die Leitung nicht zu klünnern. Es hat noch nie eine Secession gegeben, die nicht ähnliche Erscheinungen aufwies. Für die Nebenräume des Theaters hab' ich ganz und gar kein Verständnis. Es ist mir völlig unerfindlich, welchen Sinn in einem Theater ein Lesezimmer haben soll. Die Pausen sind doch zur geistigen Anspannung da, nicht zur erneuten Anspannung.

Vor allem eine Bühne, die an den Verstand der Zuschauer einige Ansprüche stellen will, muß ihrem Publikum die Ruhe der Pausen unverkürzt lassen. Am Alexanderplatz aber hat man nicht nur ein Lesezimmer, sondern auch Bilderausstellungen eingerichtet. Ein Mensch, der gleichzeitig Theater genießen, Zeitchriften lesen und Bilder besehen kann, mag für manche ein Ideal bedeuten. Auf mich wirkt er nur wie jene Jahrmarktsumflanten, die 4—5 Instrumente zu gleicher Zeit spielen. Der Begriff des Gesamtkunstwerks hat bereits manches gegen sich. Der Begriff des Kunstjägers, der alle Künste auf einmal genießt und daneben womöglich noch Stat spielt, hat einen heiteren Beigeschmack. Ein Büffett, an dem man ein Glas Bier trinken kann ohne von dem ganzen Jammer der irdischen Vergänglichkeit gepackt zu werden, wäre für die Pausen die beste und vielleicht auch die eintträglichste Reform.

Das alles sind indes nur Venkerlichkeiten, die uns die Bühne nicht verkleiden sollen, sofern sie sonst Mut und Willen hat. Bedeutlicher stimmt die Frage, ob in Berlin eine Secessionsbühne notwendig war. Wir wagen die Frage nicht ohne weiteres zu bejahen und wagen sie ebenso wenig zu verneinen. Die Zukunft wird lehren müssen, ob der Bühne ernsthaft, künstlerische Bedeutung zukommt, oder ob sie in allerlei Experimenten für die Kunstjäger streden bleibt. In Bezug auf ihr Programm hat sie sich an keine bestimmte Richtung gebunden, was man nur billigen kann. Sie huldigt in dieser Beziehung demselben Grundsatze, zu dem auch die Maler der Secession sich bekennen — Kunst ist das, was die großen Künstler gemacht haben.

Als erste Vorstellung brachte sie Ibsens „Komödie der Liebe“, die in guter Befehung nach unsrer Meinung einen vollen Theatererfolg erlangen kann. Das Stück hat neben seiner eigentlichen Bedeutung für jeden Freund Ibsens ein besonderes Interesse. Ibsen schwört hier der bürgerlichen Ehe seinen Haß zu und man wird einräumen müssen, daß er diesen Schwur gehalten hat. Alles, was der Schriftsteller Falt in dem Stück sagt, bekommt einen eigenartigen Reiz, weil wir in Fall den jungen Ibsen sehen. Die Komödie an und für sich gelangt zu einem negativen Resultat. Ibsen verspottet und verhöhnt die bürgerliche Ehe, ohne doch den Weg zu einem neuen und besseren Zustand zu finden. Er bekämpft sich, wie mir scheinen will, zu dem Grundsatz, daß die Liebe ein Zigeunerkind ist, zieht aber nicht die letzten Konsequenzen. Sein Geld resigniert schließlich und somit weicht der Dichter im Grunde seinem Problem aus. Ernegiert die bürgerliche Ehe, setzt aber, wenigstens soweit die Frau in Frage kommt, nur die Resignation an ihre Stelle. Trotzdem ist die Dichtung ein tapferes Stück, wenigstens für die Zeit, in der sie geschrieben wurde. Daß sie uns heute nicht mehr ganz so tapfer erscheint, ist zum wenigsten das Verdienst des Dichters selbst, der inzwischen die schwersten Hiebe gegen die bürgerliche Ehe geführt hat. Unsen Dank verdient die „Komödie der Liebe“ aber doch, der Rufus, der von einer gewissen Presse mit der bürgerlichen Ehe getrieben wird, ist einfach grotest. Das öffentliche Bewußtsein hat sich nachgerade einen sittlichen Grundsatz aufhalsen lassen, der erbarmungslosen Hohn verdient. Wer ernstlich die Möglichkeit der freien Liebe erwägt, muß notwendig ein Wüstling sein, wenn auch diese freie Liebe bereits in allen möglichen Formen blüht. Der unmittliche Mensch an sich ist ein Individuum, das sich mit der bürgerlichen Ehe nicht abzufinden weiß. Die Moral gilt nachgerade nur noch für das sexuelle Gebiet, wo sie dafür mit tantenhafter Engherzigkeit angewandt wird. Man legt den sexuellen Dingen eine Bedeutung bei, die ihnen in keiner Weise zukommt. Es werden an jedem Tag im Jahr Sünden begangen, die für das Gemeinwohl gefährlicher sind, als sexuelle Sünden jemals sein könnten. Nichts destoweniger duldet man sie schweigend, um sofort ein Begehreite anzufinmen, wenn einmal jemand auf erotischem Gebiet einige deutliche Worte braucht. Eben darum ist jede Dichtung doppelt dankenswert, die sich in ernsthafter Weise mit diesen ernsthaften Dingen beschäftigt.

Der Abend litt am meisten unter der Darstellung. Es wurde nicht gut gespielt. Das muß der jungen Direktion offen gesagt werden. Der Darsteller des Falk war monoton und verstand sich

nicht im geringsten auf realistische Versbehandlung. Die Darsteller, die natürlich zu sprechen wußten, fielen vollständig aus dem Rahmen des Ensembles heraus. Man kann einer Bühne, die vor allem literarische Aufgaben erfüllen will, manches nachsehen, etwas mehr muß sie aber trotzdem bieten. —

Erich Schläpfer.

Naturforscher-Versammlung.

Aachen, 16. September 1900.

Jährlich treten die deutschen Naturforscher und Ärzte zu einer Versammlung zusammen, in der ein Rückblick auf die wissenschaftlichen Leistungen des vergangenen Jahres sowie größerer Zeitabschnitte gevorlesen wird. Als Ort der Tagung, der mit jedem Jahre wechselt, ist diesmal Aachen gewählt worden. Die Lage der Stadt an der äußersten Grenze des Reichs gegen Frankreich hin gab den Grund für ihre Wahl; zahlreiche Teilnehmer haben natürlich die Absicht, unmittelbar nach dem Schluß der Sitzungen, für welche ein Zeitraum von acht Tagen vorgesehen ist, nach Paris zu reisen, um an den zahlreichen dort stattfindenden internationalen Kongressen teilzunehmen. Aus Rücksicht auf diese Mitglieder ist ein Ort auf halbem Wege nach Paris gewählt worden.

Ob die Wahl dieses Ortes auf den Besuch der Versammlung günstig einwirken wird, läßt sich jetzt noch nicht übersehen. Die Anzahl der Versammlungsteilnehmer ist seit der Begründung dieser Versammlungen vor achtzig Jahren beständig gewachsen. Damals, am 18. September 1822, traten in Leipzig etwa 100 Personen zu den Sitzungen der Gesellschaft zusammen; im vorigen Jahre, als der Kongreß in München stattfand, war die Zahl der Teilnehmer auf mehr als 3000 gestiegen. So viel sich bis jetzt übersehen läßt, werden es heuer in Aachen nicht weniger werden. Allerdings läßt sich erst heute abend, wo die auswärtigen Teilnehmer als Gäste im Kurhause empfangen werden, ein einigermaßen zutreffendes Bild gewinnen.

Den Verhandlungen der Naturforscher und Ärzte bringt auch die nicht gelehrte Bevölkerung ein reges Interesse entgegen; wirken doch die Arbeiten auf ärztlichem Gebiet, die Ertingenschaften der Hygiene z. B. ganz unmittelbar auf die gesamte Gestaltung des Lebens ein, eine Einwirkung, welche bei dem rasch pulsierenden Leben unsrer Zeit dem Einzelnen auch immer mehr zum Bewußtsein kommt. Und gar die Beziehungen der Naturwissenschaften zum modernen Leben sind so zahlreiche, unser Leben wird von den Ertingenschaften der Wissenschaft und der mit ihr im engsten Zusammenhang stehenden Technik so unmittelbar und augenfällig beeinflusst, daß das allgemeine Interesse an der wissenschaftlichen Entwicklung naturgemäß immer stärker wird.

Auch unsre herrschenden Mächte haben sich mit dieser Entwicklung abgefunden und fühlen sich vielfach als Begünstiger und Förderer derselben. Soweit es sich hierbei um die große Bourgeoise handelt, um die Vertreter der Groß-Industrie, müssen wir ein Verständnis für die wissenschaftliche und technische Entwicklung voransetzen; die Gläubwünsche, welche von dieser Seite den Naturforschern entgegengebracht, die Festlichkeiten, die ihnen geboten werden, sind jedenfalls aufrichtig gemeint. Die Naturforscher ihrerseits lassen sich die Ehrendigungen gern gefallen und thun in ihren Erwiderungen oftmals als höfliche Leute so, als ob die ganze wissenschaftliche Entwicklung nur unter dem vortrefflichen Schutze der deutschen Fürsten gedeihen konnte. Wenn das auch nichts weiter als unverbindliche und nichtsiagende Phrasen sind, so verdirbt ihre häufige Wiederholung doch durchaus den gesunden Sinn dessen, der sie so häufig in die Munde führt. Doch glauben wir nicht, daß die gesunde wissenschaftliche Entwicklung wahrhaft darunter leiden wird. So kann uns z. B. auch die Wahl von Aachen als Versammlungsort, und die freundliche Aufnahme der Teilnehmer hier als ein kleines Zeichen dafür gelten: Von niemand ist der mit dem Namen Darwins verbundene Entwicklungsgedanke leidenschaftlicher bekämpft worden, als von der katholischen Kirche. Und heute nimmt kein Katholik an der freundschaftlichen Aufnahme der Männer Anstoß, die sämtlich auf dem Boden dieses Gedankens stehen. In den wirklich wichtigen Dingen giebt es für die Naturforscher kein „Zurück“, sondern nur ein „Vorwärts“, deshalb begrüssen auch wir ihre Versammlung mit freudiger Zustimmung. —

Kleines Feuilleton.

— Zur Geschichte der Dahlia. Der „Frankfurter Zeitung“ wird geschrieben: Um 1784 sandte Vincent Cervantes, Professor und Direktor des Botanischen Gartens in Mexiko, eine zur 19. Linnéschen Klasse (Korbblütler) gehörige Pflanze an den Professor der Botanik und Oberaufseher des Botanischen Gartens zu Madrid, Anton Josef Cavanilles. Die fremde, spärliche Pflanze mit den an langen Stielen etwas hängenden, ziemlich kleinen Blumen mit gelber Scheibe und 5—6 roten oder orangefarbenen Randblättern war den Botanikern durchaus unbekannt. Cavanilles beschrieb sie zuerst 1791 als *Dahlia pinnata*; „Dahlia“ nannte er sie nach dem schwedischen Botaniker Dr. Dahl, der 1787 zu Abo gestorben war. Weil aber der Name *Dahlia* schon von Humboldt an eine andre Pflanze vergeben war, wurde sie von dem Berliner Botaniker

Wibdenow in *Georgina* (*G. variabilis*) umgetauft. Sie erhielt diesen neuen Namen nicht zu Ehren des Königs Georg III. von England, wie die Engländer behaupteten, sondern nach dem berühmten Reisenden Georgi in St. Petersburg. Der Name *Dahlia* verschwand hierauf gänzlich und wenigstens in Deutschland ist die neue Pflanze allein mit dem Namen *Georgine* populär geworden. Erst in unsrer Zeit, in den letzten 30 Jahren etwa, kamen Handelsgärtner und, ihnen folgend, allmählich auch Botaniker auf den ungewöhnlichen Einsaß, den untadelhaften, allgemein üblich gewordenen Namen durch den alten, längst vergessenen zu ersetzen, und wir müssen wir uns abmühen, die gut eingebürgerte Pflanze *Dahlia* statt *Georgine* zu nennen. Von Spanien aus kam die neue Pflanze 1787 nach England, gegen Ende des Jahrhunderts nach Deutschland (dennoch schon um 1800 kannte man die *Georginen* in Dresden), 1802 nach Frankreich; aber sie scheint überall nur eine Parität gewesen zu sein. Erst als Alexander v. Humboldt und Bonpland, die auf ihrer Reise in Mexiko „die Wiesen um Santiago de Arto mit *Georginen* geschnitten fanden“, Samen der Pflanze nach Europa gebracht hatten, begam hier ihr Siegeszug. Humboldt sandte Samen auch an den Direktor des Botanischen Gartens in Berlin. Am meisten wurden Botaniker und Gärtner überrascht, als sie bemerkten, wie außerordentlich leicht die Farben der Blüten sich verändern und in den verschiedensten Abstufungen erzeugen ließen. Mit Recht hatte darum Wibdenow dem Namen *Georgina* das Beiwort „variabilis“ zugefügt. Das Interesse steigerte sich, als es 1808 dem Garten-Inspektor Hartwig in Karlsruhe gelang, die erste gefüllte *Georgine* zu ziehen. Ein wahrer Wettstreit entstand nun unter den intelligenten Gärtnern in Berlin, Leipzig, Weimar, Erfurt, Karlsruhe und andren Orten, besonders auch in England; überall bemühte man sich, in Farben und Formen neue Spielarten zu gewinnen. Man setzte Preise von 100 bis 1000 Thaler auf die besten und schönsten neuen Spielarten. In Deutschland bezahlte man noch in den siebziger Jahren einzelne Knollen mit 3 bis 5 Thalern. Mit größtem Eifer und Erfolg arbeitete namentlich der junge Gärtner Christian Deegen in Köstritz. 1824 begann er hier mit etwa 20 aus Weimar bezogenen Exemplaren die Kultur der *Georginen* und 1826 konnte er bereits sein erstes Verzeichnis eigener Züchtungen herausgeben. Bis Mitte der dreißiger Jahre waren die Engländer Meister in der Anzucht. Von dieser Zeit ab machten ihnen die Deutschen erfolgreiche Konkurrenz. 1836 wurde für die in Jena tagende Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte die erste größere deutsche Ausstellung abgechnittener *Georginenblumen* veranstaltet, zu der Christian Deegen schon über 200 Sorten meist eigener Züchtung vorlegen konnte. A. v. Humboldt, der alles genau betrachtete, war nicht wenig erstaunt über die reizenden Veränderungen, zu denen die mexikanische Wiesenpflanze in kaum mehr als 30 Jahren gebracht worden. In den siebziger Jahren wurde in den Katalogen bereits über 2000 Spielarten berichtet, und heute schätzt man sie auf 5—6000. Vorhanden sind sie wohl nicht, denn die meisten Spielarten, auch sehr berühmte, verschwinden nach gar nicht langer Zeit. —

Theater.

Berliner Theater. Die lieben Kinder, von Victor Leon. — Der Verfasser bleibt hinter seinen „Gebildeten Menschen“ weit zurück. Er arbeitet mit denselben Mitteln, mit den Mitteln des alten Volksstücks, es fehlt dem neuen Stück indessen das Zeitgemähe. In den „Gebildeten Menschen“ hat er den Typus eines durchaus ehrenwerten Parvenus geschaffen. Dem Mann fehlt zwar jede Bildung, dafür aber hat er Geld, während sein Bruder sich in der umgekehrten Lage befindet. Die Situation des Stücks ist gerade für unsre Tage charakteristisch, während „Die lieben Kinder“ auch zu jeder andren Zeit spielen könnten. Dieser allgemeine Charakter macht sie matt und farblos. Es interessiert uns wenig, daß ein Arzt sich seiner alten Eltern schämt, schließlich aber doch sein Sohnesherz entdeckt. Das Volksstück braucht eine wirklichere Pointe, eine intensivere Färbung, wenn es uns interessieren soll. Möglicherweise hat Lindau trotzdem ein Kassenstück gefunden. Das Publikum nahm die harmlose Arbeit freundlich auf. Gespielt wurde gut. — E. S.

Musik.

Wie wir neulich die Premiere im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater trotz ihrer eleganten Außenseite als künstlerisch mecht behandelten mußten, so können wir jetzt die Novität des Central-Theaters, die „Ausstattungs-Operette“ „Der griechische Sklave“ von Sidney Jones, trotz aller unaußzählbarer Minderwertigkeiten dennoch als ein musikalisch-dramatisches Kunstwerk und als eine Fortschrittsstation in der Entwicklung der heiteren Theatermusik rühmen. Man mißverstehe uns nicht dahin, daß jetzt gar der „Richard Wagner der Operette“ gekommen sei. Selbst Fortschritte, die schon in sonst nicht vorzüglichsten Operetten — u. a. in Heubergers „Kleiner Exzellenz“ — erreicht waren, wie namentlich die musikalische Gestaltung dramatischer, zumal dialogischer, Wendungen, treten hier wieder mehr zurück. Allein sowohl im ganzen wie in vielem einzelnen ist das neue Werk so voll von künstlerisch Echtem, daß wir uns durch massenhafte Minderheiten ebenso wenig brauchen beirren lassen, wie wir uns bei jenem andren Werk durch äußeren Glanz und selbst durch eine beträchtliche Gewandtheit der Textmache brauchen bestechen lassen.

Sidney Jones ist der Komponist der „Geisha“, deren teilweise

Verdienst für die Geschichte der Operette bereits reichlich zur Geltung gekommen sind. Sein früherer Lyriker Owen Hall stand ihm auch diesmal zur Seite; und auch der hauptsächlichste Uebersetzer ist diesmal wieder der nämliche: C. M. Noehr. Der Text gehört freilich im ganzen zu den typischen Operettentexten. Doch er hat, kurz gesagt, etwas Menschliches, Menschewürdiges: der Fortgang der Handlung entfaltet greifbare Personen und beruht vorwiegend auf natürlichen inneren Vorgängen in ihnen und arbeitet zum Teil jenseits der abstrakten Operettenschablonen. Die Fabel dreht sich um einen Sklaven, der einer verliebt zu machenden Prinzessin als Statue des Gotts der Liebe hingestellt wird, und um einen Zauberer, dem seine Tochter aus der Patsche hilft. Dabei geht es nun freilich nicht ohne die Tranchierung des Ganzen in Gesprochenes und in Gesangsnummern und nicht ohne sehr gewöhnliche Couplets ab; die Komiker leisteten denn auch in der Vermehrung dieser um alltägliche Decapostrophen Schredliches, sogar durch eine Chinastrophe: „Der Kläglichste steht nach.“ Die Musik ist in der Hauptsache von einem prächtigen Reichtum sowohl der melodischen Erfindung (meist ohne Wiener Nachahmung) als auch der Instrumentation; als zum Teil auch der inhaltlichen Charakteristik. Hervorzuheben wäre da vieles: zuvörderst die zwei ersten der drei Finales; das erste ein saturnalisch taumelnder Tanz — wie denn auch in dieser englischen Operette das tanzen die Wiegen eine wichtige Rolle spielt — und das zweite ein kunstvoller Aufmarsch, von einem Einzugsmarsch an durch eine in wagnerisch-romantischem Ton gehaltene Anrufung hindurch bis zu einer hoch wirkungsvollen Scene enttäuschter Liebe. Neben Stücken von wirklich gemüths warmer Musik (Nr. 7 und 10) steht z. B. ein Stückchen von richtiger Tonkomik („Froschduett“) — alles ziemlich gut aus der Situation herausgearbeitet. Freilich steht dann neben dem Größtesten und Feinsten auch so Ordinäres wie das Komplet vom „schönen Archias“ und so höchst Unoriginelles wie die Stelle der „Bin ein lustig Ding“, die leider auch dem ohnehin sehr matten Schluss zu Grunde liegt.

Den höchsten Besitz, den die moderne Operette an Fräulein Mia Werber besitzt, konnte man wieder in erfreulichster Weise schätzen lernen. Weit erhaben über das, was der Name „Soubrette“ besagt, versteht sie, jede Rolle und Rollenanzahlheit so ganz menschlich warm zu gestalten. Kein Effektsuchen, keine Uebertreibung, kein Schöntreiben verdirbt das echt persönliche und technisch durchgearbeitete Spiel dieser Künstlerin; und selbst aus ihrer unedlen Stimme weiß sie — vornehmlich bei so blühenden Melodien, wie sie ihr hier (besonders in Nr. 9 und 17) zur Verfügung stehen — einen fesselnden Ausdruck herauszubringen. Sie hat auch von Gerda Walde keine Konkurrenz zu fürchten, wie schön und geschmeidig auch deren Stimme, wie geschickt auch ihr Tanzen und wie bewundernd auch ihre Soubrettenkunst ist. Diese anscheinend neue Erwerbung des Centraltheaters dürfte eine der wenigen guten deutschen Vertreterinnen des neueren Komödienspiels sein: des der englischen Burleskomikerin. Allerdings: das Abstrakte dieses Typus und dieser seiner Vertreterin, der tondeutende Fröhlichkeitstänzerin, wird in Deutschland schwerlich wie in England eine höhere Bedeutung gewinnen als konkret menschliche Personen und ihre entsprechenden schauspielerischen Vertreter. Herr Emil Sondermann war wieder als der Darsteller des Typus eines Schwindeldarstellers namentlich durch seine Herrschaft über jede Augenblicksbewegung vorzüglich. Der Sänger der Titelrolle, Siegm. Kunstadt, mußte einen noch freier gebildeten Ton, einen viel kräftigeren Schwung des Ausdrucks (z. B. in „Die Freiheit ist das höchste Gut“) und hinwieder als Statue weit mehr Ruhe entfalten, um nicht geradezu störend zu wirken. Besser war Karl Schulz als der andre Sklave; doch er und alle übrigen — ganz besonders der Possentreiber Rudolf Ander — haben es allzu schwer, sich neben einer Meisterschaft wie der Mia Werbers zu behaupten. —

Gesundheitspflege.

ie Kaffeetrinken und Kaffeessen. Wie so manche Genußmittel enthält auch der Kaffee ein Gift, das Caffein, und wegen dieser Thatsache wird um die Schädlichkeit des Kaffees hin und her gestritten. Die einen halten ihn für unschädlich, wenn er nicht im Uebermaß und unvernünftig stark genossen wird, jedenfalls für weniger schädlich als den gerbstoffhaltigen Thee, die andern behaupten, daß Vergiftungserscheinungen schon nach vier Tassen starken Kaffees unausbleiblich seien. Die Folgen bestehen dann in Störungen des Blutkreislaufes, in Muskelerschaffung und in nervösen Störungen. Weitans die meisten Menschen nehmen den Kaffee im Aufstuh als Getränk zu sich, aber es giebt auch noch andre Verwendung. Große Feinschmcker haben erklärt, daß das Aroma des Kaffees am stärksten zur Geltung käme, wenn eine einzelne gebrannte Bohne zerlaut wird. Das Kaffebohnenessen ist aber durchaus keine Erfindung eines überfeinerten Geschmacks, sondern es findet sich als allgemein verbreitete Gewohnheit bei den Galla-Völkern Arabiens, die sich aus zerstampften Kaffebohnen einen stärkenden Drei bereiten. Endlich wird der Giftstoff des Kaffees, das Caffein selbst, rein oder in Verbindungen von den Ärzten als Medicament verschrieben. Alle diese Arten des Kaffeegenußes können zur Vergiftung führen, die sich in Kopfschmerz, Schwindel, rauch-ähnlichen Zuständen, Delirien, Angstgefühlen, Erbrechen, Zittern der Hände usw. äußert. Selbstverständlich ist von solchen Erscheinungen bei dem gewöhnlichen Kaffeetrinken nicht die Rede, sie

sind aber schon nach dem Genuß von nur zwei Tassen beobachtet worden, zu denen man freilich in unsümmiger Uebertreibung je eine ganze Hand voll Bohnen genommen hatte. Der bekannte Berliner Psychiater Professor Mendel hat darauf aufmerksam gemacht, daß unter der Arbeiterbevölkerung der Stadt Essen häufig eine chronische Kaffeevergiftung festzustellen gewesen sei, wo die Leute den Kaffee beinahe als Hauptnahrungsmittel und jedenfalls als Lebenströster ansehen. Interessant ist auch der Fall eines Kaffeeloches, der nach 40jähriger Thätigkeit an einer bedenklichen Nervenschwäche litt. Das reine Caffein führt begreiflicherweise noch viel heftigere Störungen herbei: Zuckensehen, Delirien, Schwindel, Zittern, ja sogar Krampfanfälle von solcher Heftigkeit, wie sie sonst nur beim eigentlichen Starrkrampf eintreten. Schwerlich aber ist jemals ein merkwürdigerer Fall von Kaffeevergiftung beobachtet worden wie der von D. Warburg in der „Wiener klinischen Wundschau“ beschriebene. Eine 44jährige Frau suchte die Hilfe des Nervenarztes, weil sie seit zwei Jahren an Krämpfen, scheinbar epileptischer Natur litt. Da sie früher ganz gesund gewesen, auch eine erbliche Belastung nicht in Betracht kam, so war dieser Zustand unerklärlich, bis schließlich ein eingehendes Verlesnis der Kranken die Aufklärung brachte. Sie hatte sich als Besitzerin eines Kaffeehauses allmählich daran gewöhnt, täglich 30—40 gebrannte Bohnen zu essen, und machte sich ein Vergnügen daraus, die Feinheit ihres Geschmacks durch sichere Unterscheidung der Sorten zu üben. Zunächst schadete ihr diese wunderbare Liebhaberei nichts, es stellte sich nur eine unüberwindliche Abneigung gegen fette Speisen ein, die der Magen nicht mehr annehmen wollte. Nach vier Jahren aber bekam die Frau plötzlich einen fürchterlichen Anfall von Krämpfen mit völligen Verlust des Bewußtseins, und von da an ereigneten sich die Anfälle häufiger und unter immer schlimmeren Erscheinungen, und sie wichen auch nicht, nachdem die Patientin ihre Leidenschaft des Bohnenessens aufgegeben hatte. Als der Arzt sie unterzuchte, stellte er noch Narben auf der Zunge fest von den Wunden, die sie sich im Krampf beigebracht hatte. Als Heilmittel gegen Kaffeevergiftung werden Cognac, Bromkali, Chloral und verschiedene andre Gegenstoffe empfohlen. —

Humoristisches.

— Kleiner Irrtum. Dauer (dem in einer städtischen Wirtschaft ein ansgeprägterer Billardball auf den Teller fällt): „Gölkafaka, is döös a Wirtschaft! Könnts denn de Knödeln net anständig auf'n Tisch bringen?“ —

— Naive Warnungstafel. Das Betreten dieses Weges ist bei zwei Mark Strafe verboten. Es wird gebeten, den Betrag in die unten befindliche Blechbüchse zu werfen. Der Magistrat. (Lust. Bl.)

— Die Hauptsache. „Nun, meine Gnädigste, wie hat Ihnen die Kunstausstellung gefallen?“ „Ganz ausgezeichnet!... Ich bin sehr bemerkt worden!“ —

Notizen.

— Im „Den Schleier der Beatrice“ hat sich ein eigenartiger Kampf entsponnen. „Der Schleier zc.“ ist ein Stück von Schnitzler. Schlenker hatte es im Februar halb und halb angenommen, wies es aber im September endgültig zurück. Darüber schrieb Schnitzler. Einige Wiener Kritiker, darunter selbstverständlich Hermann Vahr, schrien mit, in Berliner Redaktionen wird weiter getrommelt. Als Ablehnungsgrund wird das und jenes angegeben. Vielleicht war's gar ein Buch, ein verächtliches Buch. —

— Unter dem Titel „Dreihunddreißig Jahre in Ostasien“ wird Ende Oktober bei Georg Wigand in Leipzig der erste Band eines Werks erscheinen, in dem der frühere deutsche Gesandte in China, M. v. Brandt, seine Erinnerungen an seinen Aufenthalt in Peking wiedergiebt; zwei andre Bände, die das Werk abschließen werden, sollen im Laufe der nächsten zwei Jahre erscheinen. —

— Georg Engels Lustspiel „Ein Ausflug ins Sittliche“, das im Lessing-Theater aufgeführt werden sollte, ist vom Polizeipräsidium als nicht geeignet zur öffentlichen Aufführung bezeichnet worden. — Drei satirische Einakter von Max Dreier, die im Deutschen Theater zur Aufführung kommen sollten, sind gleichfalls verboten worden. —

— Das in Berlin verbotene Lustspiel „Die strengen Herren“ von Plumenthal und Aabelburg wird am Wiener Volkstheater die Erstaufführung erleben. —

— „Zwei Mütter“, ein dreialtiges Drama von Fritz Slowronnel, ist für das Luisen-Theater zur Aufführung angenommen worden. —

— Die Wagner-Vorstellungen im Covent-Garden-Theater zu London haben einen völligen Mißerfolg gehabt. —

— Gegen Nasenbluten hilft, wie der „Praktische Wegweiser“ schreibt, am sichersten das wiederholte Anhalten des Atems bei hochgehaltenen Armen, ferner ein lauwarmes Halbschlammbad, ein warmes Fußbad und im schlimmsten Falle das Einziehen von heißem Wasser in die Nase. —